

DER WAHRE JACOB

Abonnementspreis:

Pro Jahr	M. 2.60
Pro Quartal	" —.65
Preis pro Nummer	" —.10

Erscheint alle vierzehn Tage.

Abonnementbestellungen nehmen alle Postämter entgegen (eingetragen im Postzeitungs-Katalog unter Nr. 7296). Ferner zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolporteur; in Berlin auch durch jeden Zeitungsdepoteur und Zeitungsverkäufer.

Verantwortlich für die Redaktion:
Georg Bähler in Stuttgart.

Verlag und Druck von J. H. W. Diehl
in Stuttgart, Kirchbadstraße 12.

— Attentate auf den Dreibund. —



➤ Zur Präsidentenwahl in Nordamerika. ➤

Herkog sie pfeilschnell über Meer und Sunde,
Wie eine Schwalbe, eine Möwe fliegt,
Die „welterlösende“, die „stolze“ Kunde:
Die grosse goldne Wanze hat gesiegt.
Was mondelang ein Trauerspiel geschienen,
Klingt wie ein Satyrspiel, ein muntres, aus;
Es lacht wie Sonnenschein aus Aller Mienen —
Zermalmt am Boden liegt die Silberlaus.

Und laute Freude herrscht in Trojas Hallen
Und ganz Europas Börsen sind entzückt;
Mit Bryan ist das Schreckgespenst gefallen,
Das sie allnächtlich wie ein Alp gedrückt.
Uns aber ziemt die rubige Erklärung:
Wir jubeln nicht, noch schau'n wir finster drein.
Was kümmert uns der Hader um die Währung?
Gold oder Silber — uns kann's Schnuppe sein.

Ob auf semitisch ihn die Juden schinden,
Ob auf arisch es der Christ betreibt —
Wo ist für den der Unterschied zu finden,
Der ohne fell am letzten Ende bleibt?
So oder so — ersoffen wie ertrunken,
Es bleibt das alte, ewig eine Lied —
Wir machen eben zwischen Goldballunken
Und Silbergaunern keinen Unterschied.

Was kümmert uns der Gold- und Silberpflaffen
fanatisch-gittiger, erboster Zwiß,
Da jede Währung einfach abzuschaffen
Und durch die Arbeit zu ersetzen ist!
Das ist die Losung ohne „wenn“ und „aber“,
Das ist die Währung, die allein uns frommt,
Bei der der arbeitsfrohe Gaul den Haber,
Den er verdient, auch unverkürzt bekommt.

Das Ganze war ein kolossaler Schwindel,
Der in die Wolken wuchs von Tag zu Tag,
Doch war es gut, dass einmal das Gesindel
Auf offenm Markt sich in den Haaren lag,
Dass es zum Schauder aller braven Leute,
Die arglos-gläubig nach Prinzipe gewählt,
In seiner blinden, dummen Gier nach Beute
Den Kern des Pudels glatt herausgeschält.

Man machte sich das Mark des Landes streitig
Und dachte dabei an die Zukunft nicht,
Man riss vielmehr die Maske wechselseitig
Sich wuthentbrannt vom schlaun Diebsgesicht.
Das was sich rächen: Ordnung wird es schaffen,
Das Volk der Republik, in seinem Haus —
Zermalnen wird's die Gold- und Silberpflaffen,
Die goldne Wanze wie die Silberlaus!

Du sollst nicht nur ein Sänger sein.

Du sollst nicht nur ein Sänger sein
Und für die Freiheit Lieder fingen;
Du sollst dich auch der Freiheit weihn
Und kämpfen Opfer für sie bringen;
Dem Sänger blüht wohl schöner Ruhm,
Doch Lieder sind noch keine Thaten,
Und nur ein thösig Helldentum
Besitzt der Freiheit Frucht und Saaten.

Du sollst nicht nur ein Dichter sein
Und Menschenrecht in Reime bringen,
Du sollst — und wär' es auch allein —
Mit jedem Unrecht tapfer ringen;
Das Reime giebt wohl schönen Klang,
Doch weicht kein Unrecht schönen Klängen,
Und nur der Thaten Sturmesdrang
Kann siegend alle Ketten sprengen.

Du sollst nicht nur ein Denker sein
Und aller Dinge Sein durchbringen,
Du sollst auch um des Heimmens Pein
Der Liebe thätig Mitleid schlingen;
Such' nicht im Denken höchsten Ruhm
Und nicht im Dichten göstige Stärke,
Denn nur der Liebe Helldentum
Schafft höchstes Glück und schönste Werke.

Robert Seidel.

Der Klabauteermann.

Von Hans Wagemuth.

Hindrik Hindriksen schob sich majestätisch auf breiten
Beinen in die Stambüse und langte sich beim
Schiffstosche eine glühende Kofle für den kurzen,
schwarzen Weissenstummel. Der Koch wusch mit
dem Schiffsjungen Jochen die Schüsseln und
Teller. Hindrik sah, nachdem sein Pfeifen
brannte, mit flügeligen Augen in die Gese
neben dem Bullenauge, allwo eine diebstühliche
Frische stand. Grimelnd stieß Jochen seinen
Gef an, der denn auch mit vollem Verstand

die Flasche herunter holte und der alten Theer-
jacke einen kräftigen Köhm einsetzte. „Was
ist eigentlich'n Klabauteermann?“ warnte
sich Jochen fragend an Hindriksen. Es war näm-
lich in die Klafthunde gekommen, in der bei
Kohm und Örg, je nachdem, der Bootsmann
Hindriksen und der Schiffsfloß Schwarz für Garn
jungen, wie es befehrene Seelente zu thun pflegen.

„Was Jung?“ meinte Hindriksen, indem er
den Weissenstummel sicher gegen die Herdseite spie,
„Ich dich nicht verlocken, n Klabauteermann zu
sein, meistens ist's aus mit dem Schiff, wo sich
das keine Was zeigt. Denevel ich aber jetzt Zeit
habe und Schwarz ein Glas mit sehr viel Rum
und wenig Wasser für Hindrik reis übrig hat,
will ich Euch eine Geschichte erzählen. Und wahr
ist sie, mit Zeiwung, der Donner loß mich gleich
erschlagen, wenn ich jemals flausen made.“ Und
Hindrik hob an:

„Es ist wohl schon eine Mandel Jahre her,
da nahm ich Heuer für eine Fahrt auf dem Boll-
schiffe Germania. Es war, als ich in Bord
kam, schon die Mannschaf beinahe vollständig. „Ich
hab' mein Lebig kein solches Kunterbunt mehr
gesehen; das redete in allen Jungen, deulich und
wälfch, wendlich und polakisch, dänisch und
sitauisch. Wohin wir eigentlich bestimmt waren,
das wußte keiner der Schiffsteute so recht genau.
Die Cinen meinten, es ginge nach der Neuen
Welt, die Anderen glaubten, wir hätten Labung
für die sibirische Küste. Dieser sagte, wir seien für
eine Rundreise gearbeteit, die ein reicher, mäch-
tiger Prinz durch das Weltmeer unternähme.
Jener behauptete, wir führen mit dem neuen
Kurle, wieder Ciner schwarz Stein und Wein
den Jahrplan kenne er, sei je der alte Kurs, den
er schon so oft gefahren sei.“

Wohin's nachen wir in See. Bald wußte ich,
genüßlich gaden wir das Mittelmeer, in den
Baten von Spezia. Wir beachteten dort unsere
Freunde, die Italiener, mit denen unsere Medere-

im Komagnieverhältnisse stand. Die Freude war
groß. Was da ging es nach Triest zu dem über-
reichlichen Geschäftsfreunde. Auch hier klappte
Alles. Unser Firma arbeitete in drei Ländern, der
Gesellschaftsvertrag war schwarz auf weiß im Ge-
heimschranke der Mutterfirma niedergelagt.

Unter Hauptkontorruent war eine russisch-
französische Adelsgesellschaft, eine Doppelfirma,
die in Kronstadt und in London ihre Bureau
hatte. Sie suchte unter Spekulationen in allen
Ländern, auf jedem Stapelplatz, auf einem Marke
nach dem andern, zu durchkreuzen. Auf ihrer
Fahge prangte eine prägnante Mäße, schwabend
auf zwei getragenen Kluten. Das war ein Welt-
fahren, eine Weltjad und den beiden Aebere
reien, wer zuerst ans Ziel kam, wer dem andern
den Vorreis aus der Hand schnappte, wer des
Gewinnes Höhenantheil eintrifch.

Unser Drees freilich wechselte so rasch, die
Besche änderten sich so überaus plöblich, daß
wir eigentlich ohne Kurs waren. Das kam so.

Wir hatten nämlich einen Klabauteermann
an Bord. Das war aber ein eigener Buride.
Unser Aebere hatte früher einen Schiffstapanitz
gehabt, der schon für seinen Vater und Groß-
vater gefahren war, ein schlauer, wogelünger,
diebstühlicher Pommer. Ein Kerl, lag ich Euch,
auf seinen Proß aus, wie Keiner, rückfichtlos
wie der Teufel und dabei einer, der alles ins
Groe trieb. Seine Vorfahren waren Strands-
räuber und wilde Seefahrer gewesen, die mit
finstern Segel, scharfen Kiel und spizem Ent-
ferlan an fremden Gestaden und auf dem fernsten
Gewässern ihr Handwerk schloßet und recht geizig
hätten. Er war auch dieses Zeichens, fremdes
Land bündete ihm gerade sein Land, Anderer
Schiff die sein Gut, und nie war er trober, als wenn
er kapern konnte.

Ich sag Euch, es war ein Freiuteer, wie ihn
die Welt noch nicht gesehen, der für sich und seine
Stippe zusammenstafte, was erreichbar war. Die

Gericht und Polizei im westlichsten Russland.

Vor einiger Zeit hatte ein französisches Blatt die Mitteilung gebracht, daß der Zar ein leidenschaftlicher Gellospieler sei. Ein Einwohner von Z. hatte darauf im Familienkreise die Bemerkung gemacht, daß der Zar seines Wissens überhaupt nicht Gello spiele. Das Gericht erließ in der Infanterie, daß der Zar irgend etwas nicht könne, eine Majestätsbeleidigung und verurtheilte den Angeklagten zu drei Jahren Gefängnis.

Der Rittmeister v. G. hatte dem Ingenieur M. durch einen Sabelhieb den Schädel gespalten, weil er den in der Garderobe des Hofen Meisterraus hängenden Mantel des Rittmeisters berührt hatte, ohne sich zu entschuldigen. Das Kriegsgericht hatte den Rittmeister zu zwei Monaten Gefängnis verurtheilt, welche Strafe aber der Zar mit dem Gnadenwege in eine Stunde Spätererfahren bei gutem Wetter umwandelte.

In L. kam die Polizei verschiedenen Individuen auf die Spur, die Wissenschaften benutzten, welche weder eine Angabe über den Drudder noch den Namen des verantwortlichen Herausgebers enthielten. Es ist der angepöbelten Tätigkeit der Polizei zu danken, daß sie bereits 748 solcher Subjekte aufgefunden hat. Die Angelegenheit dürfte noch immer weitere Kreise ziehen und zu zahlreichen Massenprozessen Anlaß geben.

Dem Schuhmann A., der zu achtzehn Monaten Zuchthaus verurteilt worden war, ist diese Strafe in Gnaden erlassen worden, weil er wiederholt Sozialisten in der Gefängniszelle mißhandelt und Gehändelnisse oder Geld von ihnen zu erpressen gesucht hatte. Natas.

An die Blafrothen.

- | | |
|--------------------------------|--------------------------------------|
| Was ohne Licht eine Laterne, | Was ein Aker ohne Saat, |
| Was ohne Wasser eine Zisterne, | Was ohne Frische ein Baum, |
| Was ohne Wein eine Flasche, | Was ohne Pferd Sattel und Zaum, |
| Was ohne Geld eine Tasche, | Was Reime ohne Poesie: |
| Was ein leerer Automat, | Ist ohne Sozialismus die Demokratie. |

alten Aker starben, den Erben verdroß der Eigennütze des Kapitlans, und er entließ ihn. Der Brall in des Alten Bußen schmolz immer höher, und er, der aller schwarzen Klünfte kundig war, sah sich schnell.

Die siebengeheubten Leute, die nicht an Zauberwerk und Hegerrei glauben, werden darüber die Nase rümpfen. Aber ich hab's mit eigenen Augen gesehen, und das gilt mehr. Der abgeleitete Schiffskapitän war ein Hegermeister und wandelte sich in einen Klabauteermann. Er verhandelt sich ja kein Lebenlang aufs Klabauteern, aufs Varnen.

Er fuhr also in dieser Gestalt auf unser Schiff, hochte verflohen, nur den Sonntagsmorgen sichtbar, an der Ankerwinde und siffete Ankeil. War unsere Fahrtrichtung einmal gut, wupp's verweirte er dem Steuerorn die Sinne und verdrehte ihm das franseise Zug in die Schiffskreie. Er verrückte ihm den Lauf der Wehrne, er verdrehte den Kompaß und starr in den Hafen tiech er ins Uferlose. Wenn der Kapitän auf der Kommandobrücke stand, blies er ihm falsche Kommandobromme ein, daß es im Schiffsteuere drunter und drüber ging.

Als unter der Mannschaff spukte er. Doch die Mehrschaff fehrte sich nicht an den heimlichen Wauwer: sie hatten ihre eigenen Gedanken, und wenn sie unten allein saßen, redeten sie von Freiheit und Gleichheit und allgemeiner Wohlfahrt. Die schwunden Zungen gestien mir sehr, und es hat auf mich ein wenig von ihnen abgefällt.

Wir schlingerten eines Tages so durch die Wasserwüster: Klabauteermann hatte seinen tollsten Tag. Die Posseil fraß ihm äm der Leber, er vorzogen ganz geß gemordert von Galle. Ind als die drei Ärmteninhaber in ihrer Käufte zulaumen saßen und ihre Bündnisreden unter einander lobten, da polterte es an der Thüre. Eine Sturzwele eßob durch die Luke, und auf den Tisch floß, von unsichtbarer Hand geschleubert, ein Pergament mit großem Siegel. Darin war zu

lesen, daß der frühere Schiffsführer im Einverständnis mit seines letzten Chefs Großhater insgeheim hinter dem Rücken der zwei Kompagnons einen Geheimbund mit dem Hauptvertreter der Konkurrenzfirma, dem russischen Großhändler, abgeschlossen hatte. Dieser Versicherungsvertrag aber richtete sich gegen die eigenen Kompagnons zu Ruß und Frommen der Versicherungsbremer. Die übertrahten Kompagnons lafen, lafen, lafen. Ihre Gesichter wurden länger und länger. Sie stiegen sich untern Tische mit dem Füßen an und gingen verschnuipft und ägerlich eine Weile vor die Thüre. Draußen tollten die Wogen an die Schiffswände, daß der ganze Bau schwannte und die Gähler auf dem Kajütenische Polka tansten.

Auf dem Tafelweiser aber hopte Klabauteermann und überflüg sich vor Freude. Er klopfte mit dem Hammer auf die Spieren, daß die Splitter stogen, grinte von einem Ohr zum andern und lachte. . .

„Warum hat man den Klabauteermann nicht ergriffen und in Ufern gelegt?“ fragte Jochen. „Döskopp, der Klabauteermann versteht eben zu hezen. We ihn Einer erwischt, verwanndelt er sich in einen Fudis, eine Rake, eine Drennumfliege, einen Haisfisch. Der ist nicht zu fassen.“

„Und was ist denn aus dem Dreimastger geworden?“ warf Jochen wiederum ein.

„Du bist aber hellsehens neugierig?“ erwiderte Hindrit. „Das Schiff fährt heute noch und auch der Klabauteermann ist immer noch heßig.“

Aber wie heßt es denn mit den Kompagnons?“ drängte der Schiffsjunge.

„Ach was, ein Schatzfänger kann mehr fragen, als ein Reichsfänger zu beantwortern im Stande ist.“ Also sprach Hindrit, trank den Rest seines Brogs, klopfte das Weischen aus, trich dem Schiffsjungen Jochen über die fennmettschanden Haare und schob zur Kanndüse hinaus, die Nachtwauche zu beginnen.

Hobellsphäre.



Dem Händschen hat im Ante Das untech' Gut besogt, Drum war mit Schnip und Schande Er aus dem Ant geogt.

Nun weint, ihr Patrioten! Es großren Bisnarck's Ruhm Verlocht noch lesten Finer So frech, wie Händschen Blum.

Der Hausfchreier im Kaswärigen Ant hielt mir sochen mit, daß nach der neuen Militärstrafprozedur Körperverletzungen und Sachbeschädigungen, wenn sie von aktiven Militärpersonen an Zivilisten begangen werden, straflos sein sollen. Falls sich Zivilisten etwa widersehen sollten, so ist gegen sie das Verfahren wegen Landesfriedensbruchs einzuleiten.

Der wahre Haberermeister Allein der Bisnarck bleibt, Der deutschen Reichsregierung Er lüßig 's Haberlein treibt.

Beim Finanzminister Münel, der sechs Millionen Mark Ueberflüsse im Gebahrer hat, wurde ein Einbruchserwid gemacht. Die Spuren der Einbrecher konnte man bis zum Marineministerium verfolgen. Am Thotore wurde ein alter Schiffschraubenzieher und ein Kaiserquart gefunden.

Schiller ist zwar kein moderner, dafür aber ein großer Dichter. Jedem falls hat er eine Ahnung von dem Deunzianen- und Epithelium innerer Zeit, als er dichtete: „Nehmet Holz von den Fichtenstämme.“

Ihr getreuer Säge, Schreiner.

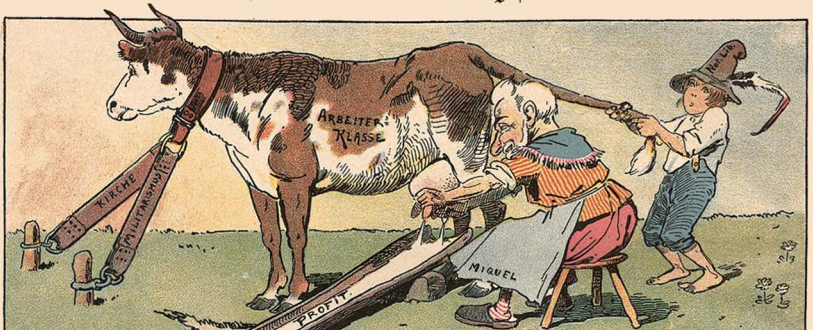


Mer ladd' jehd halb un halb in Deauer. De guten Schündin, die sein rar. Wer anwer mach's ein 's Käim so sauer? Härsch's Biamaack, der mei feroer war! Haste denn so viel Gidh un Galle An so viel Rache noch in Wanß, Daß in so heßigen Halle Du um de Welt nich schweigen ganst?

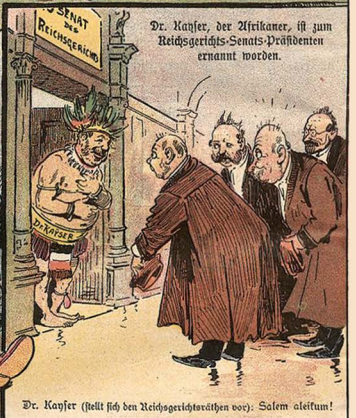
Was willst, was ganst's broffieren, Machste de Gidje di voll Rooch? Du wärstich bei Kennome verlieren Un aus gombrombidisfische ooch. Bei deinen neisten dollen Ribbe Härsch's un wie Reimadbisimus grumm — Begähme, eder härschid, ich bidde, Di großes Schlawwvooorium!

Mer sein ja gans uff deiner Seide, Dorechder härschid, och heide noch, — Nur teiz nich geiffe Keibe — Sonst griedh' n mer in 's Klauseloch. Du darstt nich regal Schdene schientern In Ganslerch un in Gaischerß Haus — Es gombd ja bei den ew'gen Schydenkern Nur äne Erzglamaßsche traus!

Bilder aus dem Ordnungsstaat.



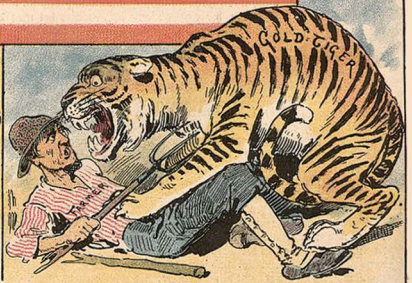
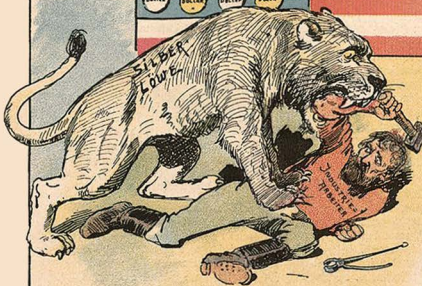
Die gute Gesellschaft im Ordnungsstaat.



Dr. Kayfer, der Afrikaner, ist zum Reichsgerichts-Senats-Präsidenten ernannt worden.

Dr. Kayfer (stellt sich den Reichsgerichtsräten vor): Salem alestam!

Der Kampf zwischen Silber- und Goldwährung in Nordamerika.



So oder so, gefressen werden wir doch!

→ Ein Posten vakant! ←

Von dem Stutgerüst hernieder
Ist der Reindel jüngst gestiegen,
Und es malte tiefer Klet
Klar sich in des Henters Zügen —
„s ist ein schändliches Gewerbe,
Ist zuwider mir geworden,
Dieses ew'ge Stutvergießen,
Dieses müße Menschenmorden!

„Möchte ruhn vom blut'gen Werke!
Aber wer soll mich ersehen?
Gräßlich ist's, für Menschenhänse
Immer neu das Messer wehen,
Gräßlich ist's, der armen Sünder
Köpfe sehen niederrollen —
Wer an meiner Statt wohnt könnte
Solche Arbeit leisten wollen!“

Also sprach der alte Reindel.
Doch in derselben Stunde,
Durch die Zeitung übermittelte,
Kraf ihn eine frohe Kunde.
Noch gedieg'ne Kräfte giebt es
Für das Amt der blut'gen Kasse,
Ja — gefunden hat sich Einer,
Dem das Morden Ehrensache!

Grjewik, ein Mann von Adel,
Offizier im deuttschen Heere,
Sticht den Bürger meuchlings nieder,
Weil es fordert seine „Ehre“.
Und er hat Talent zum Morden,
Denn sein Dpser ist verschiednen
Wie gefällt von Hentersshänden —
Papa Reindel ist zufrieden.

Kann sich jetzt vom Blute säubern,
Kann verdienter Ruße pflegen,
In bewährte jung're Hände
Kann das Hentereib er legen.
Grjewik, den edlen Lieutenant,
Soll statt Reindel man erklären,
Wer die Menschen niederjähelt,
Wird das Seil auch wuchtig führen.

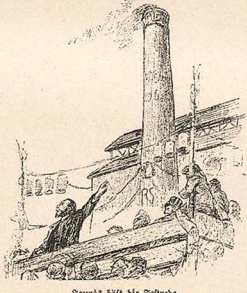
Und das Amt — zu allen Zeiten
Von der Menge tief verachtet,
Grjewik erhebt es, weil er
„Ehrenhalber“ Menschen schlachtet.
Nebenbei — auch ehrenvoller
Ist es, nach Sechz zu rächen,
Als den achnungslosen Bürger
Feig im Wirtshaus zu ersehen.

Die Arbeiter-Glashütte zu Albi.

Es war ein Fest- und Feiertag des gesammten proletarischen Frankreichs, der am 25. Oktober in der Stadt Albi (Departement Tarn) begangen wurde. Und ein Ehrentag des proletarischen Frankreichs dazu. Galt es doch die Vollendung eines Werkes, zu dem die erste Anregung aus dem tiefen Gefühl der Solidarität aller Ausgebeuteten und Geknechteten geboren, und dessen Verwirklichung nur durch die dauernde und opferreiche Betätigung dieser Solidarität ermöglicht worden ist. Die Arbeiter-Glashütte zu Albi wurde eingeweiht; zwei von den sechs Schmelzöfen wurden unter begeisterten Jubel der Glasarbeiter und Festgäste eingeweiht. Im Schmuck blühensprächtiger Geküanden und flatternder, weißer tother Fahnen prangt der innen und außen stattliche Bau. Weithin lesbar sehen sich am dreißig Meter hohen Schlot die Buchstaben ab: V. O. (Verrerie Ouvrière: Arbeiter-Glashütte) 1896 — R. S. (République Sociale: Soziale Republik). Tisch an Tisch reißt sich in dem geräumigen Fabrikhofe, wo ein brüderliches Maß, durch Begeisterung und zündende Neben gewirzt, die gegen achthundert geladenen Gäste vereint. Dem Banquet präsidirt Rochefort, der sich um das Zustandekommen der Arbeiter-Glashütte besonders verdient gemacht hat. Nach dem Festessen vermag der weite Raum die Zahl der zur anberaumten Versammlung Zutrittenden kaum zu fassen. Mehrere Tausende saßen den Worten Jaures, der mit flammender Beredsamkeit die Geschichte der Kämpfe der Glasarbeiter von Carmaux kurz skizzirt und die Verbreitung des Proletariats durch das Proletariat zeigt.

Hinter den Festgenossen aber standen in lebhafte Einmütigkeit alle sozialistisch denkenden, alle organisierten Proletarier Frankreichs, ohne Unterschied der Schule und des Sonderbestrebungen. Die sozialistische Kammererfassung durch Jaures, Gervais-Dignard, Ballant, Garraud u. weiteren. Der Pariser Gemeinderath hatte seinen Abgeordneten, den Marquisiten Landrin abgeordnet. Die Arbeiter-Glashütte bedeutet nicht mehr als irgend eine andere Arbeitergenossenschaft. Den Anstoß zu ihrer Gründung gab eine Aussperrung, bezw. ein Streik, der den Glas-

arbeitern von Carmaux von dem Direktor Refféguiet der dortigen Glaswerke aufgezwungen wurde. Dies zu dem Zwecke, das selbständige politische Klassenleben des Proletariats der Gegend zu erstickn und die Gewerkschaft der Glasarbeiter



Jaures hält die Festrede.

zu zerstören. Die Kohlengräber und Glasarbeiter von Carmaux hatten bei den letzten Kammerwahlen dem Vertreter der Kapitalistenklasse, dem Baron Reille, eine gründliche Niederlage bereitet und statt seiner den Sozialisten Jaures in das Palais Bourbon entsendet. Auch bei den Gemein-, Bezirks- und Generalratswahlen gingen sie selbständig vor, und dies mit Erfolg. Die Sozialisten eroberten den Gemeinderath, und ein von den Kohlenbaronen gemeinsamer Grubenarbeiter, Genosse Calognac, wurde zum Bürgermeister gewählt. Des größte das Kapital. Es füllte sich in seinem Herrenrecht ausschließlicher Machtvollkommenheit beinträchtigt und laicerte auf einen Vorwand „der Wählerin ein Ende zu machen und die Ordnung wiederherzustellen“. Der Kampf gegen die Arbeiterschaft wurde durch eine plumpe Forderung eröffnet. Der sozialistische Bürgermeister von Carmaux wurde seines Amtes entzogen. Eine Verurteilung zu vierzig Tagen Gefängnis wegen vorüberlicher Be-

antenebeidigung sollte ihn unfähig gemacht haben, öffentliche Ehrenämter zu bekleiden.

Im August 1895 entließ der Direktor der Glaswerke von Carmaux, Refféguiet, den kurz vorher zum Bezirksrat erwählten Glasbläser Baudot nebst einem Kameraden. Als Grund dafür wurde angegeben, daß die Gemahregelten, um dem Glasarbeiterkongress zu Marseille beizuwohnen, einige Tage im Betrieb gefehlt hätten, ohne um Urlaub nachgesucht, noch solchen erhalten zu haben. Der Direktor hatte bis dahin noch nie im Falle kurzer Abwesenheit von der Arbeit ein Urlaubsgeld verlangt. Die Arbeiter fasten deshalb die Entlassung auf als eine Quittung für Baudots Wuth und als eine Kriegserklärung gegen ihre politische Selbständigkeit. Die Gewerkschaft der Glasarbeiter forderte unter Androhung des Ausstandes die Wieder Einstellung der Gemahregelten. Refféguiet weigerte sich, die Delegierten auch nur zu empfangen.

Der Streik brach aus, da aber Jaures zum Frieden redete, erklärten die Ausständigen sehr bald, auf ihre Forderung verzichten und die Arbeit bedingungslos wieder aufnehmen zu wollen. Das Kapital wollte jedoch keinen Frieden, es wollte den Krieg. Bogu denn trug es die Hungerpeinliche in der Hand? Sie sollte den Arbeitern um die Ehren und auf den Rücken laufen und ihnen die politische Betätigung, die Zehlnahme an der Gewerkschaft vertreiben. Ein Theil der „Nebeln“ sollte „zur gnädigen Stra“ für immer oder für längere Zeit aufs Pfahler fliegen, der andere sich mit niedrigeren Löhnen begnügen. So lautete Refféguiets vorgefertigter Beschluß. In ihm schickerten alle Verurthe der Arbeiter, durch Unterhandlungen den Konflikt beizulegen. Unter solchen Umständen war eine Wiederaufnahme der Arbeit unmöglich. Der kurze Streik wurde nun zur wochenlangen, monatelangen Aussperrung, die fast tausend Arbeiter, Hunderte proletarischer Familien mit unglücklichem Weibe bedrohte. Unersättlicher blieb der Wille der Arbeiter, „beschden aber fest ihre Rechte als Arbeiter und Bürger zu verteidigen: die Freiheit der Wuth, das Recht der Koalition.“

Die Ausständigen ließen sich weder reizen, noch schrecken. Auch nicht als die Behörden eine gewaltsamthätige Aufsperrung der arbeitenden Bevölkerung

von Garmaux zu provozieren suchten. Der Präfect des Departements war außer der Gendarmerie noch Militär in den Streikbezirk, über den eine Art Belagerungszustand verhängt wurde. Er ließ die Streikfeste mit Beschlag belegen.

Jaurès — der seit drei Monaten seine Kraft so gut wie ausschließlich in den Dienst der Streikenden gestellt hatte, bald in Garmaux die Vegetation frisch ansiehend und zur Besonnenheit mahnend, bald am anderen Ende Frankreichs die Sympathie für die Kämpfenden weckend — Jaurès wurde in seinem Hotel überfallen und behaust. Die Polizei beschlagnahmte nicht bloß

machen wollte. Der Stadtrat von Paris votierte ihnen eine Unterstützung von 20000 Francs, der Generalrat des Seinedepartements von 10000 Francs. Der Staatsrat annullierte die Beschlüsse, wie die Departementspräfecten ähnliche Voten seitens sozialistischer Gemeinderäte für null und nichtig erklärten.

Es war ein offenes Geheimniß, daß die einzelnen Organe der Staatsgewalt zwischerten, wie das bis auf die Knochen kapitalistisch gefärbte Kabinett Ribot sang. Der wirtschaftliche Kampf zwischen einer Hanbooll-Glasarbeiter und ihrem Ausbeuter war zu einem Klassenkampf, zu einem

sie alle schreitend und gegen die Arbeiter bebend das Kabinett Ribot. Kläglich nahmen sich den wuchtigen, vom Willens unterfertigten Anflagen gegenüber die gestohlenen Vertheidigungsversuche des ministeriellen Kleeblatts Ribot, Legues und Trauvay aus. Zwar war die kapitalistische Mehrheit der Kammer stark genug, um dem Erjuchen der Regierung entsprechend den Antrag Jaurès zu Fall zu bringen und ein Vertousensotium für das Kabinett durchzubrüden. Aber vor dem Tande blieb das Ministerium moralisch verurtheilt und gerichtet. Sein irdische Tage später durd die sozialistische Interpellation über das Kleinpanama des



Das Banquet im Freien.

die politische, sondern auch die private Korrespondenz, welche er bei sich trug, den Brief der über Alles geliebten Mutter eingegriffen, welche den Sohn mit Worten der Liebe und des Verhältnisses stärkte. Ein Schrei der Entrüstung ob solchen Vorgehens hallte durch die werthfälligen Massen Frankreichs und fand ein lautes Echo in den Kreisen des Kleinbürgerthums, der bürgerlichen Demokratie. Außer den sozialistischen eröffneten nun auch fast alle radikalen bürgerlichen Blätter Sammelstellen für die Glasarbeiter. Die Menge der Sammelstellen, wo in Paris „der Streikfou“ entgegengenommen wurde, war zahllos. In den proletarischen Kreisen offenbarte sich eine rührende, glänzende Opferfreudigkeit, aber auch bürgerliche Elemente trugen reichlich zu den Sammlungen bei. In weniger als einem Monat wurden über 60000 Francs Denen gesendet, welche der Proh Roffequier durch Hunger firre

politischen Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie geworden. Das Parlament wurde naturgemäß zum Schlachtfeld, in dem Arbeiterrecht und Kapitalistenmacht sich miteinander maßen. Jaurès, der feurige Tribun der Enterten, brachte in der Kammer eine Interpellation über die Vorgänge in Garmaux ein und forberte im Namen der Glasarbeiter die Einsetzung eines Schiedsgerichts. Der Kammerpräsident, der Radikale Brisson, sollte den Vorsth übernehmen, die Regierung aber sollte Herrn Roffequier auffordern, in ein Schiedsgericht zu willigen und wie die Arbeiter sich keinen Spruch zu unterwerfen. Meisterhaft vollte Jaurès die Frage auf, „die ewige Gerechtigkeit schien durch seinen Mund zu sprechen“. Seine Interpellation verwandelte sich in eine Anklage. Ueberwältigend wies er als Schuldige an den Konflikt nach: den rücksichtslosen, herrschsüchtigen Ausbeuter, die Beförden des Departements und

Südbahnbandals bewirkter Sturz vollendete nur, was die Interpellation über seine Haltung in Sachen des Streiks von Garmaux begonnen. Das folgende radikale Kabinett Bourgeois beobachtete den kämpfenden Glasarbeitern gegenüber eine wohlwollende Neutralität. Es machte alle provokatrischen Maßregeln des Ministeriums Ribot rückgängig, gab den Streikfonds frei, hob die Verfügungen betrefrs der Untertügungen der Gemeindeg und Generalkräte auf zc. Der Präfect des Departements ersuchte nun das Streikomite, mit ihm zusammen über Mittel zur Beilegung des Konflikts zu beraten. Der Minister des Innern forderte Roffequier auf, den vierten Schmelzosen wieder anzuzünden. Gestützt auf das Gesetz vom 27. December 1892 über Schieds- und Einigungsämter, empfahl die Regierung dem Director, in die Einsetzung eines Schiedsgerichts zu willigen. Roffequier wies das Erjuchen zurück.

Den Reichen.

Die ihr mit Salbung spricht: „Der Armuth Laß
Wird leicht, wenn man genüßig sich bescheidet“,
Wie schön euch diese graue Weisheit kleidet,
Derweilen ihr am Mahl des Glüdes prast!

Mag sein, daß euch ein Armer drum nicht haßt,
Wenn ihr den Blick an goldenen Schätzen weidet,
Daß er genüßig Frost und Hunger leidet
Und sich in mancher Noth ergeben faßt.

Doch wie sich auch der Leib begnügen mag,
Der Geist flucht seinem Schicksal jeden Tag,
Wenn Armuth ihn in ew'ge Ketten zwingt.

Er sieht, wie frei und leicht sich aufwärts schwingt
Manch andrer Geist, und tief im Herzen schreit
Mit heißen Qualen auf gerechter Leid.

Gegen die Trunksucht.

Eine staatsrechtliche Abhandlung.

Der Verein zur Vertilgung geistiger Getränke“ hat
eine Agitation für die Wieder-Einbringung des
Trunksuchtgesetzes beschlossen, welches seiner Zeit
wie ein edler Trinker unter den Tisch gefallen ist.

Wir können dieses Vergehen nur forrett fin-
den, denn in einer Zeit, in welcher alles geistige
Leben unter der strengsten Fingstl steht, sehen
wir nicht ein, warum gerade die geistigen Ge-
tränke allein noch Freiheit genießen sollen.

In welcher Weise die Sade in Angriff zu nehmen ist, darüber
kann wohl kein Zweifel herrschen. Man muß das Uebel bei der Wurzel
packen und vor Allen den Vätern der geistigen Getränke, den Schnaps-
bedenkern, zu Leibe gehen. Dieselben bezogen bisher für ihre „Be-
geisterung“ der Menschheit eine Liebesgabe von vielen Millionen aus der
Staatskassa. Das muß natürlich anders werden. Die Liebesgabe
wird konfisziert und die Brenner selbst werden in Bestrafung-Anstalten
untergebracht, wo ihnen das Schnapsbrennen abzugewöhnen ist.

Da sich jedoch die Trunksucht nicht auf Schnaps allein beschränkt,
sondern in noch viel höheren Maße Wein und besonders Champagner
zur Erzeugung eines Kaufes kenntet wird, so muß das Gesetz auch
die Trinker schwerer Weine strengstens überwachen. Wie man nach
aufklärenden Schriften haussucht, so sollen auch die Keller nach Wein
abgehend werden, und wenn man beispielsweise in den Kellern des Königs
Stumm etwas Anderes fände, als Grünerberger Schaltensteite, so müßte
er wegen Vorbereitung zu einem Brande mindestens drei Monate Kasse-
büßen stehen, damit er auf nüchternen Gedanken käme.

Es ist schon in dem früheren Trunksucht-Gesetzentwurf der Ver-
schlag gemacht worden, daß Gewohnheitstrinker entmündigt
werden sollen. Das ist ein großartiger Gedanke, der den Schlüssel
bietet, um allerlei Schwereitzelten sühnd zu lösen. Bekanntlich ist
jeder Mensch ein Gewohnheitstrinker, denn es hat noch Niemand vor
seinem Tode der Gewohnheit des Trinkens entzagt. Wenn nun z. B.
ein Reichthum Beschlüsse faßt, die der Regierung unangenehm sind, so
kann man die Mitglieder der Majorität einfach als Gewohnheitstrinker
entmündigen, dann sind ihre Mandate unigültig. Wenn ein Redakteur
unangenehme Wahrheiten veröffentlicht, entmündigt man ihn als
Gewohnheitstrinker; wenn irgendwelche Stadtverträter kein Geld zu Kirchen-
bauten bewilligen, braucht man sie nicht erst als Kameele zu verewigen,
sondern sie verfallen als Gewohnheitstrinker der Strenge des Gesetzes.

Nur eine bedenkliche Seite hat die Unterdrückung der geistigen
Getränke, und das ist die Skolomatipoliti. Wenn wir den Schnaps
nicht mehr als preussische Kulturmarke anerkennen, dann können wir
ihn auch nicht mehr nach Afrika senden. Und wenn die Missionen keinen
Schnaps mehr kriegen, so werden sie uns den Nöden zuzuhören, denn
unser übrigen Verzüge imponieren ihnen begreiflicherweise nicht.

Diese Seite der Sade möge der Verein zur Vertilgung geistiger
Getränke noch einmal gründlich erwägen, bevor er seine große Mission
gegen den Spiritus befinnt.

Der heruntergekommene Tod.

Eine Phantasie.



les in der Welt hat sein Anpassungs-
vermögen!“ Ich blühte verunehrt auf,
als mir dieser Satz plötzlich in die
Ohren schlug. Selbst, dachte
ich mir, in dieser geist-
verlassenen Kneipe einen
Philosophen zu finden.
Das war ich bisher
nicht gewohnt gewesen.
Hier verkehrte ja aller-
lei Zeug, gutmüthige
alte Spießbürger mit
ihren breiten behäbigen
Mäulern, alte Käuse,
die ehemals in bedeu-
tsamen Rath gefassen
hatten und die aller-
höchsten „Güter der
Nation“ erwogen, fidele
Studenten, besonders

um die Winternachts-
stunde, und schließlich eine
Herde von sozuzajagen Künstlern,
die zwar, so alt sie waren, ihr großes
Lebensweert bisher noch nicht geschaffen
hatten, aber täglich verriethen, daß sie nahe
daran seien, es jetzt allmälig zu beginnen.
Also diese Gesellschaft kamte ich. Aber ein Philo-

soph war bisher nicht darunter gewesen.
Und nodmals hörte ich es, deutlich und vernehmbar: „Alles in
der Welt hat sein Anpassungsvermögen!“
Nun allerdings mußte ich mich völlig aus meiner faulen Lage in
der Ecke aufrichten und umwenden. Und beinahe hätte ich hellauf ge-
lacht. Vor mir saß ein elegant gekleideter Herr. Soweit sah ich auf
den ersten Blick: hellen, großartigen Aug, der noch nach dem Schneider
roth, ebenso hellen, unwilligen Mut, hohen, unendlich hohen Stiefstragen,
Meneele mit breiten, schwarzen, baumelndem Band, unförmig rothen,
leuchtenden, grellen Schuhs — also ein Prachtrennpfer.

Merkwürdig war aber auch, daß man vom Gesicht nichts Rechtes
entdecken konnte. Den Mut hatte er so tief in die Stirne herabgedrückt
und der Stiefstragen stand so hoch nach oben, daß nur ein winzig
schmaler Zwischenraum blieb, aus dem zwei hefte dunkle Augen glühten:
ein Auge mit dem Meneele bewacht. Und der Mensch begann mich
zu interessieren. Eine Weile beobachtete ich ihn scharf, ehe das er es
zu bemerken schien. Unverwahrt sah er auf sein noch vollgefülltes
Glas nieder. Und dann bewegte ich plötzlich wieder etwas unter dem
Stragen und bumpf klang es hervor, diewohl noch schmerzlicher und
verzweifelter als früher:

„Alles in der Welt hat sein Anpassungsvermögen!“

Nun befüßigte mich die Gefährte. Ich beugte mich weit über
den Tisch vor und sagte hallkaut:

„Herr, wie meinen Sie das?“

Mein vis-a-vis zuckte merklich zusammen. Wahrscheinlich hatte
er nicht erwartet, daß Jemand ihn Selbstgespräch belausche. Ich hoffte
schon, daß er mich anblicken werde, um zu sehen, wer ihn denn eigentlich
in seinem Gedankengang störe. Aber das that er nicht. Er beugte
sich noch tiefer auf den Tisch, stützte den Kopf auf den rechten Arm
und senkte:

„hm — ja!“

Dieser redte Arm hatte etwas recht Sonderbares. Bei einem
gefunden lebenden Menschen hatte ich noch nie einen so dünnen, unge-
heuer langen rechten Arm gesehen. Was von meiner Großmutter wußte
ich einen ahnlichen zu vergleichen. Aber meine Großmutter war da-
mals adhtig Jahre alt.

Eine Weile schweig mein seltsamer Tischgenosse. Offenbar suchte er
seine tiefjüngere Theorie vom Anpassungsvermögen nach allen Richtungen
durchzubenten. Als mir das aber zu lange dauerte, verfußte ich noch

maß anzuknüpfen, und diesmal bemühte ich mich, trotz der späten Nachstunde, einen wohlgeordneten Satz zu konstruieren.

„Mein Herr!“ sagte ich, „wenn Sie mir erklären wollten, was es bedeutet, daß Alles in der Welt sein Anpassungsvermögen haben werde, so würde ich Ihnen sehr dafür verbunden sein. Ich denke nämlich gerade das Gegenteil: man kann sich an so ziemlich nichts im Leben anpassen, vorausgesetzt, daß man sein Hofrath ist.“

Das wirkte. Mein Nachbar fuhr, wie von einer Nadel gestochen, auf:

„Hofrath, sagen Sie? Seit drei Jahren habe ich keinen einzigen Hofrath gehabt. Diese Menschenferte scheint ewig leben zu wollen.“

Nun, ich muß gestehen, daß ich diese Antwort am allerwenigsten erwartet hätte. Und verständlich klang sie gerade auch nicht. Er hätte seit drei Jahren keinen Hofrath gehabt! Warum sollte er denn einen heilen? Und was ging es ihn an, wem Hofrath ewig leben wollen? Dazu bekommen sie ja ihre Pension, sobald sie in Ruhestand versetzt werden. Ich hatte schon Lust aufzusagen, denn es schien mir fast, als wolle mich dieser Mensch zum Besten haben oder mindestens selbst für einen Hofrath halten. Dagegen hätte ich mich gründlich wehrt. Aber im Moment überlegte ich es mir. Wer weiß, dachte ich, was hinter diesen Kuriosum stecken mag. Und dementsprechend erwiderte ich:

„Ich bedaure allerdings lebhaft, daß Sie, verehrter Herr, seit drei Jahren keine Gelegenheit gehabt haben, einen Hofrath zu heilen. Aber das giebt mir noch immer keinen Aufschluß darüber, warum —“

„Ach, zum Teufel! Drei Jahre sind wohl eine Kleinigkeit — für mich wenigstens —, aber warten Sie drei Jahre auf eine Sache! Mir wird es so langweilig. Und wenn das noch alles wäre! Es ist zum Lachen! Ueberall geht das Geschäft schief. Früher gab es noch an allen Ecken und Enden Volla Arbeit. Da waren Kriege und Pest und Hungernöth und Raub und Todtschlag und Gift und Deluge. HUMBUNG! Heutzutage kennt man solche Sachen nur mehr in Reispotage-Romanen. Aber die bringen mir nichts ein. Früher stürzte sich jeder unglücklich Liebende in ein bereitstehendes Schwert oder in einen verberstehenden Fluß. HUMBUNG! Heutzutage fällt das Keinem mehr ein. Die Schurken sind im Gegenteil froh, wenn sie von der Gineten loskommen. Und ein zweites Mal passiert ihnen überhaupt nichts Unglückliches mehr. Und so geht es überall — ach, du lieber Himmel.“

Nun nahm er sein Glas und trank es auf einen Zug aus. Dabei fiel mir auf, daß seine Finger entsetzlich dürr waren; man hätte beinahe sagen können, so dürr, wie von einem Skelett. Als er merkte, daß ich dies beobachtete, zog er fast verschämt die Hand unter den Tisch zurückschiebend und sagte gleichsam zur Entschuldigung:

„Das kommt von dem schlechten Geschäft!“

Ich aber war nun nicht klüger geworden. Was für ein Geschäft mochte der wohl treiben? Dem Anzug nach zu schließen, doch gar keines. Ich mühlerte ihn von Neuem.

Diese Dürrer! Die Länge! Kann ein normaler lebender Mensch so lang und dürr sein? Es überkam mich ein seltsames Unbehagen.

Mir war's, als wäre ich dem Jubelium schon früher öfter begegnet. Wann und wo aber, das konnte ich nicht sagen.

„He, Herr Birzh! Noch ein Glas!“ rief er nun und klapperte mit seinen Fingern auf dem Zündstocher. Das klang wie Knochen auf dem Metall. Und auch kein Sprechen, das merkte ich schon längst, machte er ein so forderbares Geräusch mit den Klammern. Um, das konnte Gewohnheit sein.

Der Birzh brachte nun ein frisches Glas und mein Fremder trank es mit sichtbarem Vergnügen auf einen einzigen Zug aus, wobei es mir verkam, als schützte er das Bier eigentlich in seinen Krügen hinein, denn von einem Mund war nichts zu sehen. Und nun sahste ich mir nochmals Mühe; ich mußte etwas aus diesem Menschen herausbringen.

„Mein lieber Herr!“ sagte ich, „Sie haben mir noch immer nicht erklärt, warum —“

„Ach ja! Das ist doch einfach! Sehen Sie, in früheren Zeiten, da ging ich, in Griechenland zum Beispiel, in meiner Jugendzeit strobend vor Kraft und Gesundheit umher, mit dem reizenden Himaton bekleidet. Damals hatte Niemand Abscheu vor mir und die Leute liefen mir schaarweise nach. Damals war der Tod noch schön! Aber dann kam das unglückliche Christenthum. Das schrie wüthige Bekleidungslosigkeit für mich vor, Knochengrüste, Senfe und, doch bei großer Kälte, einen schwarzen, rüchmäts nachgeschlepten Mantel. Sehen Sie, das war bitter. Sie glauben nicht, wie lange ich mich trauiniren mußte, bis ich die nöthige Magerkeit erhielt, die mich so herunterbrachte. Aber nicht genug, die Zeiten haben sich inzwischen wieder geändert. Mit der Bekleidungslosigkeit und mit der Senfe ist kein Geschäft mehr zu machen. Die paar Kriege in diesem Jahrhundert und die Cholera — was hat das bei meinem Appetit zu bedeuten! Eine Witschrift nach der anderen reichte ich ein: Anfrangs half es nichts; man wollte mir aus myphologischen Gründen keine Kleider zu gesehen. Erst nach fünfzig Jahren gab man nach, wahrscheinlich deshalb, weil dem Konfessionen endlich selbst die Paß berer, die ich zu heilen vermochte, allzu gering erschienen. Und nun denken Sie sich: eines Tages schickte man mir diesen Anzug. Ich war sprachlos. Aber das sei das Neueste, meinte man; das mache noch Effect. Ja freilich, Effect! — Und nun habe ich mich in die neue Kleidung hineingestunden. Der greifen Sie jetzt, warum ich früher sagte: Alles in der Welt hat sein Anpassungsvermögen. Herr Birzh, zahlen! Nun will ich noch schnell einen Rundgang machen, vielleicht fällt noch irgend ein schätzbare Bissen heute für mich ab. — Es ist ein Glück, daß es noch Türken und Arme-

nier giebt; sie sind mir neben den Spaniern die liebsten.“

Er zahlte und stand auf. Ich war wie betäubt. Raschend schlugen die Kneeden des runderlichen Kausges zusammen, als er sich vor mir verbeugte, das Menele mit einem klappernden Druck unter dem Hute befestigte und sagte:

„Hesentlich sehen wir zwei uns noch einmal wieder.“

Dann rasfelte er mit müdem, schleppendem Gang zur Thüre hinaus.



Eine rebellische Beamtenfamilie.

Der Postrats Walbauer war ein loyaler Staatsbeamter, und als er eines Sonntags Mittags von Bureau nach Hause ging, fand er, daß dort eine Rebellion angekündigt war.

Seine Gattin, die Frau Postrats, war Näbelsführerin, die drei Töchter Stephanie, Adelheid und Vittoria hatten sich der Empörung einmüthig angeschlossen.

Und wegegen richtete sich die Erhebung?

Gegen das Autoritäts, was ein Postrats kennt, gegen das Höchste, was er zu achten und zu respektiren hat — gegen einen Erlaß des General-Postmeisters Stephan!

Dieser Erlaß war soeben auf dem regelrechten amtlichen Wege erschienen; er forderte die Vorgelegten der jüngeren Postbeamten auf, darüber zu wachen, daß die jungen Leute nicht vorzeitig Ehen schließen, und drehte denjenigen, die dem Grundsatz „Jung gezeit hat wie gerent“ folgten, die schonungslose Entlassung aus dem Postdienste an.

Die Frau Postrats hatte diesen Erlaß in die Hände bekommen und ihren Töchtern mitgetheilt. Ihre sittliche Entscheidung über die Verfassung konnte keine Grenzen. Drei vollkommene heirathsfähige Töchter hatte sie an den Mann zu bringen. Die verhandene Wittwitte war belanglos, lechtstellige Badereisen und überhaupt das Auftreten in der „großen Welt“, wo reiche Leute wild herumlaufen, war der Familie aus finanziellen Gründen aus finanziellen Gründen entzogen; es blieben zum Verzicht; es blieben zum Heranziehen von Schwiegerkinder nur die Bälle und Konzerte des Beamtenvereins, simple Theabende und kleine Privatgesellschaften, wozu man die jungen unverheiratheten Postbeamten einladen und wiewöglich in Hymens Fesseln schlagen konnte.

Und diese einzige Chance wurde durch einen grausamen Befehl von Oben herab nahezu vernichtet. Der Vorgesetzte, der Vater heirathsfähiger Töchter, sollte den jungen Leuten, die ohnedies nur mit konger Eheu an die Ehe denken, das Heirathen wehren! Das war zu viel verlangt, das ging über das Maß dessen hinaus, was man einem loyalen Beamten zumuthen darf!

Zu diesem Tinnie ungesähr gab die Frau Postrats ihren Ehegemahl ihre Meinung zu erkennen, und die Stephanie, die Adelheid und die Vittoria spendeten den Worten der Mama energischen Beifall. Es mag schon sein, für das Vaterland zu sterben, sagten sie, aber auf Befehl des großen Post-Stephan alle Jungfern zu werden, das befragte ihnen ganz und gar nicht.

Der Herr Postrats war in größter Verzweiflung. Innerlich gab er seinen Dament Recht, aber er mußte doch die Autorität seines Vorgesetzten verteidigen. Er versuchte es, aber er wurde geschlagen durch die höhere Autorität seiner Gattin, gegen die er niemals aufzukommen vermochte.

Die machte ihn darauf aufmerksam, daß heute zum Thee drei Gäste geladen seien, allerdings junge, aber sehr anhängige und solide Postbeamte, welche zu den besten Hoffnungen berechtigt und als Schwiegerkinder durchaus nicht unwillkommen wären. Diese Leute dürfe der Hausherr nicht kopscheu machen, sondern müsse durchblicken lassen, daß die

Verfügung des General-Postgewaltigen sich natürlich nur auf unpassende, nicht standesgemäße Verbindungen beziehe, dagegen auf dem Boden des Beamtenbuns selbst die Pflege von Familienbeziehungen und Gründung von Familien nur fördernd auf die Festigung loyaler Gesinnung, Sitte und Moral wirkten konnte.

Der Postrats vernahmte sich diese etwas gewagte Logik seiner Gattin zwar nicht ganz zu eigen zu machen, aber um zu seinem Mittags-schläfchen zu kommen, versprach er alles und dachte im Stillen, der Herr General-Postmeister hätte mit seinem Erlaß wenigstens warten können, bis die Stephanie, die Adelheid und die Vittoria unter die Haube gebracht wären.

Die Theestunde kam heran, die Gäste trafen mit tadelloser Pünktlichkeit ein und man gruppierte sich maledisch um den großen familiensittlich. Der Theesessel sumnte verschriftsmäßig, wie es in den engli-

schen Romanen beschrieben wird, wenn traute Häuslichkeit geschildert werden soll. Die Unterhaltung wurde in gedämpfem Tone geführt und war nicht gerade aufregend.

Man sprach zunächst von Bureau-Angelegenheiten; der Sekretär Schulze sollte verlegt werden, es aber Schneider oder Schurig oder vielleicht gar ein Dritter an seine Stelle rücken würde, das gab andächtigen Stoff zu Erwägungen und Bemerkungen, die natürlich durchaus respektvoll gemacht wurden.

Nur als der Hausherr kaislich in jocularer Weise erwählte, der Herr Expediter Schurig schmeie auf seinen Schnurrbart stolz zu sein, da lohnte diesen Witz eine ungetheilte Zustimmung Heiterkeit.

Das Gespräch kam sodann auf allgemeine Angelegenheiten; man besprach den Neubau in der nächsten Straße, den mangelhaften Pferdebahn-Anschluß nach dem Stadtpark, und schließlich kam man auf ein bevernehmendes Klengerei zu sprechen. Dies war der höchste Aufschwung, den die Unterhaltung nehmen konnte.

Die Stephanie, die Adelheid und die Vittoria beklagten sich an der Unterhaltung nur durch Lächeln, oder „Ja“ oder „Nein“, je nachdem, wie es gerade passte; die jüngste, Vittoria, war gleichzeitig die verlaunteste, sie schwang sich zuweilen zu einem „Allerdings“ oder gar „Ei, ei!“ auf.

Was die Herren betraf, so war der lange bürre Assistent Meyer stets bemüht, die Worte des Herrn Postrats in zustimmenden Sinne zu kommentiren, dabei machte er den Damen bei passenden und unpassenden Gelegenheiten Verbeugungen und stumme Komplimente. Der für sein Alter ihnen ziemlich beliebte Assistent Huber sah gewöhnlich stumm und nachdenklich da und schaute Affenrücken vor Frau Postrats empor. Letztere dachte sich: „Wahrscheinlich möchte er wegen Stephanie mit mir sprechen, aber er wagt es nicht, der blöde Junge.“ Zu Wirklichkeit überlegte Meyer allerdings nur, ob er, ohne den Anstand zu verletzen und gefällig zu erscheinen, noch einen Zwieback nehmen dürfe.

Der dritte der Geladenen, ein hübscher fletter Busche mit lockigen Haar, Assistent Reinhard, machte sich um die Damen am meisten ver-



Es mag schon sein, für das Vaterland zu sterben, aber auf Befehl des großen Post-Stephan alle Jungfern zu werden. — das befragte ihnen ganz und gar nicht.

bient. Er brachte der Stephanie Noten, erkundigte sich über den gebliebenen Fortgang von Adelheids Stiderei und nannte der Vittoria eine Quelle für vorzügliche Tanzschuhe. Außerdem wußte er das Gespräch immer wieder durch eine treffende Bemerkung in Fluß zu bringen, wenn die Anderen sich nur durch ein leuziges „Ja, ja“ über die Banse hinweg zu helfen vermeinten. Dabei war dieser Don Juan noch im Stande, dem Dienstmädchen, der schönsten Fanny, freundliche Blicke zuzuwenden, wenn sie beim Erwidern in seine Nähe kam. Natürlich geschah dies ganz verhehelt und wieder das würdige Elternpaar, noch die Töchter des Hauses hatten von solcher Felenie eine Ahnung.

Gen stocste das Gespräch wieder, da brachte die Frau Posttrath mit einem kühnen Nuck den Erlaß Stephens auf die Tagesordnung und bemerkte mit einiger Ironie, daß die Postbeamten jetzt überhaupt nicht mehr heirathen dürften.

„Wie man auch nur an ‚so etwas‘ denken kann“, bemerkte Assistent Meier, das Wort „heirathen“ bezeugt ungehend. Er hatte die Ironie, welche in den Worten der Hausfrau lag, nicht verstanden.

Letztere warf ihm einen ungnädigen Blick zu und gab ihrem

Gatten einen leisen Fußtritt, damit er sein Sprächlein herabsage. Er that es mit vieler Würde; der Erlaß richtete sich nur gegen unpassende, nicht standesgemäße Ehen u. s. w.

Der Assistent Huber sagte während dieser Rede einen süßen Entschluß; er nahm den Zwieback, den er längst im Auge gehabt hatte, und ging zu leisen Raubbewegungen über. Einen unvertennbaren Eindruck machte die Erläuterung, die der Posttrath gab, nur auf den Assistenten Reinhard; dieser folgte den gewichtigen Worten mit freudiger Miene und fragte lebhaft:

„Der Posttrath würden also einem jungen, fleißigen Beamten es nicht verdenken und keine amtlichen Schwierigkeiten erheben, wenn er ein braves anständiges Mädchen zu heirathen gedenkt?“
„Gewiß nicht, wenn sie aus guter Familie ist!“, antwortete die Frau Posttrath für ihren Mann.

Assistent Reinhard schaute die alte Dame mit dankbarer Nührung an. Seit diesem Augenblick hatte sie ihn ins Herz geschlossen und richtete nach öfter im Laufe des Abends in mütterlicher Güte das Wort an ihn. „Wenn ich nur wüßte, welche er haben will“, dachte sie dabei, „die Stephanie, die Adelheid oder die Vittoria.“

Wie Alles in der Welt, so geht auch der langweilige Eheabend schließlich zu Ende; man verabschiedete sich, und Reinhard wurde dabei mit freundlichen Nebenbarten vor den Anderen ausgezeichnet, so daß er als Letzter die Wohnung verließ und Fanny ihm eigens hinunterleuchten mußte, da die offizielle Treppenbeleuchtung von dem geizigen Hausherrn bereits eingezogen werden war. Dabei possirte das Malheur,

daß Fannys Licht auf dem letzten Treppenaßlag erlosch. In Folge dessen konnte Niemand sehen, wie der stette Postassistent ihr einen Kuß auf die schwellenden Lippen brückte.

Am anderen Tage betrat der Herr Posttrath seine Häuslichkeit mit nachbesichtlicher Miene.

„Nun?“ fragte die Gattin. „Hat er angehalten?“

„Das nicht gerade“, gab der Posttrath zur Antwort. „Er fragte nur, ob ich ihm mein schätzbares Wohlwollen nicht entziehen und ob ihm die Dienstentlassung nicht drohen würde, wenn er sich verheirathete.“

„Du beruhigst dich wohl darüber?“

„Allerdings.“

„Und um welche unserer Töchter handelt es sich?“

„Das hat er eben nicht gesagt. Er wolle mit seiner Ausserwählten und deren Mutter sich vorher noch aussprechen.“

„Aber er wird doch nicht etwa — eine Fremde —?“

Dieser Verdacht schnürte der Frau Posttrath fast die Kehle zu, aber der Gemahl beruhigte sie. Er habe dem jungen Manne allerdings auf den Zahn geföhrt; derselbe habe angezogen, die Familie sei durchaus ehrenwerth und er, der Herr Posttrath, keine seine Braut sehr gut. Dabei habe der Schlingel scheinlich gelächelt.

„Dann ist kein Zweifel“, sagte die Frau Posttrath mit einem Stutzen der Gleichgültigkeit. „Wenn ich nur wüßte, ob es die Stephanie, die Adelheid oder die Vittoria wäre.“

„Dann ist kein Zweifel“, sagte die Frau Posttrath mit einem Stutzen der Gleichgültigkeit. „Wenn ich nur wüßte, ob es die Stephanie, die Adelheid oder die Vittoria wäre.“

Das bevorstehende große Ereigniß wurde bei Tisch eingehend besprochen und jede der drei Gragten glaubte, sich für die Glückseligen halten zu dürfen.

Nach Tische erschien Fanny, das Dienstmädchen, bescheiden vor der Herrschaft und bat, man möge sie für heute

Abend zu einem Besuche bei ihrer Mutter beurlauben, wofür sie ihre Verlobung zu feiern gedenke.

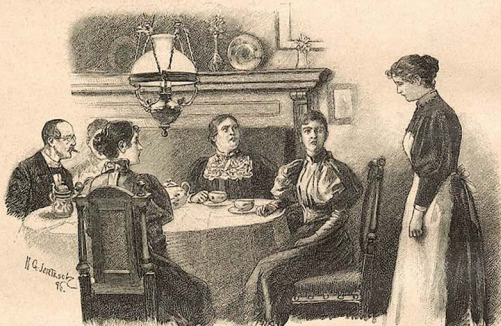
„Verlobung?“ fragte man erstaunt. Daß ein Dienstmädchen sich verloben könne, kam den Herrschaften ganz sonderbar vor. „Wer ist denn der Verlobte?“ fragte die Frau Posttrath geringschätzig.

„Der Herr Assistent Reinhard“, sagte das Mädchen.

Die vier Damen waren am liebsten in Ohnmacht gefallen, aber sie begnügten sich damit, ungläubliche Gesichter zu schnüren.

Die Verlobung und die Heirath fand bald darauf statt und Reinhard wurde nicht gemagregelt, denn der Posttrath war ein ehrenwerther Mann, der sein Wort nicht brechen wollte.

Die Stephanie, die Adelheid und die Vittoria haben bis heute noch keine Männer bekommen, und semit steht die Familie noch immer in Opposition gegen Stephens grausamen Erlaß.



Die vier Damen wären am liebsten in Ohnmacht gefallen.



Er erklärte, „daß er lieber die Fabrik niederreißen und an ihrer Stelle einen Park errichten würde, als sich der Tyrannei der Arbeiter fügen“. Wie so anders als die Sprache des „friedliebenden“ Kapitalisten lautete die der „verehrten“ Arbeiter. In dem Schreiben, das die Regierung um die Einziehung eines Schiedsgerichts ersuchte, hieß es: „Es ist weder aus Mitleid, noch aus Entschuldig, daß wir diesen Antrag auf Neue finden. Unterstützung von der öffentlichen Meinung sind wir bereit, für die Vertheidigung des allgemeinen Stimmrechts und der gewerkschaftlichen Freiheit bis ans Ende zu kämpfen. Bis ans Ende wollen wir aber auch zeigen, daß es der Geist der Vernehmung ist, der uns betrifft, und daß weder die Unverhältnlichkeit noch der böse Wille auf unserer Seite stehen.“

Die Hartnäckigkeit, mit welcher Mességuier jede Verständigung mit den Arbeitern von der Hand wies, hatte nur einen Grund: Der Hunger sollte die politische und gewerkschaftliche geschulten Arbeiter aus der Heimath vertreiben, damit noch in unbedingtem Gehorsam gegen das Kapital

stehende Proletariat an ihre Stelle träten. Mességuier zog solche aus rickständigen Gegenden heran. Dem galt es zu wehren. In einer Glasarbeiter-Versammlung zu Garmaux fiel der Gedanke, durch die Errichtung einer kooperativen Glasbläse den Genußregeln

Brot zu verschaffen. Der Gedanke zündete und wurde bald in der ganzen Arbeiterklasse Frankreichs populär. Sozialisten aller Schulen, proletarische Organisationen jeder Art traten für ihn ein. Allen voran wirkte Jaurès durch Wort und Schrift für seine Verwirklichung. Neben ihm und mit an erster Stelle der wichtige Hochener, der u. a. eine reiche Dame bestimmte, 100 000 Francs für das Unternehmen zu spenden. Auf 500 000 Francs schätzte man die für die Errichtung der Glasbläse nötigen Mittel. Sie sollten durch Sammlungen und Spenden aufgebracht werden, sowie durch die Ausgabe von etwas Millionen Boosé à 20 Centimes (16 Pfennig). Bald war genügend Kapital vorhanden, um den Bau der Glasbläse in Angriff nehmen zu können. Verschiedene Umstände zwangen dazu, ihn nicht, wie ursprünglich geplant, in Garmaux zu errichten, sondern in den benachbarten Albi. Die Arbeiten schritten rasch vorwärts, am 25. Oktober konnte die Einweihung der Glasbläse erfolgen.

Proletarisches Solidaritätsgefühl hat zum weitans überwiegenden Theil die Mittel für das Unternehmen beschafft. Proletarisches Solidaritätsgefühl wird auch das noch mangelnde Betriebskapital anbringen. Schon jubiliert der Kapitalistenklingel und sein Preßtröb, daß das Unternehmen an dem Mangel an Betriebskapital scheitern müsse. Schon eifert er das Werk als ein sozialistisches Experiment, das die Undurchführbarkeit des Sozialismus lächlich erweisen werde. Der Wunsch ist auch hier der Vater des Gedankens. Wieder und wieder haben die Sozialisten erklärt, daß innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung der Sozialismus nicht Stückweise an den Lager oder einer Errichtung angeknüpft werden kann, daß er nur möglich ist nach Beseitigung des

Die Arbeiter-Glasbläse wird als Spezialität Flaschen fabriziren. Damit ist ihr ein weiter Ausnahmestück gesichert. Die Arbeitergenossenschaften haben sich verpflichtet, nur noch die Flasche der Arbeiter-Glasbläse zu verwenden. Zahlreiche Weinwirthe, Cigarettenhändler u., welche von proletarischer Kundenschaft abhängig sind, haben formell das Gleiche versprochen. Das Tausende und Tausende von Arbeiterfamilien ihren Bedarf an Flaschen aus der Glasbläse zu Albi decken, ist selbstverständlich. Das proletarische Frankreich hofft in der Folge mit freudiger Zuversicht auf eine gesunde, kräftige Entwicklung des Werks treuer Weiderrückfälle.

Politische Provoaktion und parlamentarische Aktion bildeten gleichsam ein Vorbild für die Errichtung der Arbeiter-Glasbläse. Politische Provoaktion und parlamentarische Aktion folgten ihrer Einweihung als Nachspiel. Der Leser kennt ohne Zweifel die wüthen Geselefsenen, welche Mességuier und die von ihm bezahlten Kreaturen, mit der Polizei innig gesellt, gegen die sozialistischen Abgeordneten organisierten hatten, welche von der Feier in Albi zur Verammlung nach Garmaux kamen. Die ihrem Abgeordneten Jaurès zuzuschickende Menge wurde von der reitenden Gensdarmarie auseinandergedrängt, verfolgt, gemißhandelt. Dagegen durfte eine Hande in



Die sozialistischen Delegierten beschäftigen die Schmelzöfen.

Kapitalismus. Wieder und wieder haben sie betont, daß die Genossenschaften innerhalb der heutigen Gesellschaft unter besonderen Umständen einzelnen Gruppen von Arbeitern kleine Vorteile bringen können, „aber nicht im Stande sind, die kapitalistische Produktionsweise zu beeinflussen, die Klassenlage der Arbeiter zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf der Arbeiter zu befehlen oder auch nur zu mildern.“ So beweihräu auch die französischen Genossen, zumal die der deutschen Sozialdemokratie am nächsten stehenden Kollektivisten, ganz richtig die Bedeutung der Arbeiter-Glasbläse. Selbstverständlich aber ist, daß das Organisationskomitee sich angelegen lieh, den Betrieb in jeder Hinsicht zu einem Musterbetrieb zu gestalten, welcher den Arbeitern möglichst viele und einschneidende Vorteile bietet. So bestimmten die Statuten u. a., daß 40 Prozent des Profits jährlich den Arbeitern zugute kommen, indem sie deren Klassen für die Verbringung der Alten, Kranken und Arbeitslosen zugeführt werden.

Mességuiers Solde stehender Hallunken unter dem Schutze der Polizei und mit deren Hilfe einige Höllebrände vollführen, sich in rohesten Züchtigkeiten ergaben. Nachdem es den kraftbehinderten nicht gelungen, die von 3000 Personen besetzte impopuläre Verammlung zu sprengen, so Jaurès unter Beifallstimmen referierte, drang die Gensdarmarie, das Gewehr an der Seite, in den Saal und trieb das Publikum auseinander. Das Kabinett Bourgeois ist gestürzt, ein neues Ministerium ist am Ruder, und dieses erblüht seine Hauptaufgabe in Vorkriegszeiten gegen die Klasse der Kapitalisten. Wie das Kabinett Albot wird Jaurès es in ihrer Interpretation auf die Armeistenbank stellen. Sollte in der französischen Kammer trotz allem sich auch eine kapitalistische Majorität finden, welche der Regierung mit Ach und Krach ein Vertrauensvotum appoertiert (und das ist nach den neuesten Nachrichten geschehen), so gilt doch für das Kabinett das Wort: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren.“

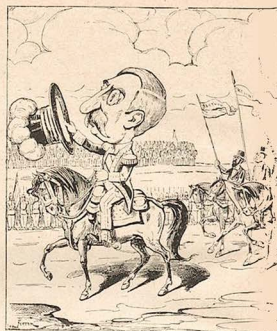
Der Zarenbesuch in Paris in internationaler Beleuchtung.



Der Präsident Gauche sucht sich ein Kostüm zum Empfang des Zaren an.



Der Präsident Gauche läßt sich im Reiten, um bei der Parade eine schöne Figur zu machen. (Le Pilori, Paris.)



Der Präsident Gauche in Gala an der Spitze der französischen Armee in Colosse.



Madame La France am Tage vor der Ankunft des Zaren in Paris.



Madame La France zeigt dem Zaren ihre leere Wiege.



Der Dreifund als Kosaken wird vom Zweifund verpfotet.

Im höchsten Stadium.



Madame La France realisiert ihre höchsten Ideale. ... Kiffkiff!

Der Katzenjammer.



Präsident Gauche tröstet La France, die über die Abreise des Zaren bitterlich weint.